



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Die Frau des Missionärs : aus den Papieren einer Deutschen in London. II.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Die Frau des Missionärs.

Aus den Papieren einer Deutschen in London.

### II.

Louifens Villa, December 18..

Unser italienischer Freund hat Sie also interessirt? Wie wird sich Ihr Interesse erst steigern, wenn Sie seine Geschichte kennen werden. Er ist, seitdem ich Ihnen das letzte Mal schrieb, warmer, offener, zutraulicher geworden. An einem jener stillen Abende, die wir in dieser Jahreszeit im innigen Kreise verlebten, hat er die Geschichte seines Lebens wie einen verborgenen Schatz mir geöffnet.

Ich habe oftmals — sagte er — in Ihren Augen den stummen Tadel gelesen, den mein Kaltsein gegen die kleine Bella bei Ihnen zu verdienen schien; — ich war mir bewußt, daß ich dadurch verlor; — was mich aber in ihrer guten Meinung retten konnte, war zu peinlich, diese um solchen Preis erkaufen zu wollen. Darum schwieg ich, und würde vielleicht stets geschwiegen haben, glaubte ich nicht durch die Enthüllung einer peinlichen Vergangenheit Balsam in Ihre Gegenwart träufeln zu können. Denn alles in dieser Welt ist doch nur par comparaison gut oder böse, schmerzlich oder erfreulich; — und das Uebel, das uns noch in jetziger Minute riesengroß erscheint, schrumpft in der nächsten zum Zwerge zusammen, setzen wir es an die Seite eines noch größeren. Ich bin Ihnen vielen Dank schuldig, meine Gnädige; — denn in Ihnen habe ich ein Geschlecht wieder achten gelernt, dem ich ewigen Haß geschworen hatte, und bin dadurch im gewissen Sinne mit der Menschheit wieder versöhnt worden. Sie haben den Fluch eines isolirten Daseins von mir genommen; und wenn nun des Lebens buntes Wechselfpiel mich von hier ruft, so darf ich hoffen, daß Sie meinem Andenken oder meinem Unglück auch noch eine Thräne der Theilnahme schenken werden — ein seltener Schatz für den Verlassenen und Verbannten.

Ich war der einzige Sohn begüterter Eltern. Aufgewachsen unter den Patriziern meiner Vaterstadt Genua, durch keine äußeren Verhältnisse gedrückt und eingeeengt, regte sich schon früh ein Geist der Unabhängigkeit in mir, der, als ich heranwuchs, zu feurigem Enthusiasmus für Freiheit und Vaterland erglühte. Ich konnte die Gegenwart nicht mit der Vergangenheit zusammenstellen, ohne vor in-

nerer Scham zu erröthen. Waren das noch die Söhne jener stolzen Republikaner, die sich einst kühn Fürsten an die Seite gesetzt, und sich nicht zu klein gedünkt hatten, Throne einzunehmen? — Was war aus den Kindern der großen Roma geworden? — Feige schmachteten sie in den Ketten einer entarteten Hierarchie, beugten sich unter dem Zepher kleiner Tyrannen, und dankten der Gnade, was nicht als freier Lohn dem Verdienste zustiel. Leer standen die Paläste, in denen früher eine bunte Menge den Luxus aller Welttheile und Länder entfaltete, wo die Künste ihre Beschützer gefunden und ihre Altäre aufgerichtet hatte; öde und todte waren jetzt die Straßen, der Markt und Corso nur von einzelnen müßigen Fremden besucht, der Hafen nur mit Barken gefüllt. Denn wie hätte in dem Sklaven, der seine Ketten nie vergessen darf, noch jener alte Geist des Strebens und der Betriebsamkeit rege werden mögen, der einst den Ueberfluß in unsere Häuser geführt, und uns ermächtigt hatte, Paläste zu errichten, die zu erhalten den entarteten Söhnen jetzt nicht einmal möglich war?

Mein Herz schwoll in mir, wenn ich darüber nachsann. Und ich war nicht der Einzige der so fühlte. — Bald hatten sich diejenigen gefunden, deren Bedauern, Wünschen, Hoffen jener einzigen großen Quelle, der Liebe zum Vaterlande entsprang, und mit jugendlichem Enthusiasmus begeisterten wir uns gegenseitig für die Idee, die Retter desselben zu werden. Aber ach! auch hier hatte sich die Schlange in das kleine Paradies unserer Pläne geschlichen. Wir wurden verrathen, und das Vaterland, das nicht geliebt sein wollte, strafte uns streng für unsere gutgemeinten Wünsche. Wer entfliehen konnte entfloh, um auf fremdem Boden der Freiheit des Gedankens zu genießen, die ihm hier verwehrt gewesen war, und leider gehörte ich nicht zu jenen Glücklichen. Durch zu viele Bande an die Heimath gefesselt, um so plötzlich scheiden zu können, zögerte ich und hoffte immer noch, bis mir jeder Weg zu entkommen benommen war. Mein Urtheil lautete: Gefängniß auf unbestimmte Zeit. Meine Freunde und Verwandten versuchten das Mögliche mich dieser Strafe zu entziehen, oder sie wenigstens durch Verfürzung zu mildern; aber jeder Versuch erwies sich vergeblich, und das einzige Resultat ihrer Bemühungen um mich war strengere Haft und Verheimlichung meines Kerkers.

Ohne alle Nachricht von meinen Freunden, von jedem Verkehr mit der Welt abgeschnitten, ohne Bücher, ohne Zeitvertreib, wurde mir nun erst der ganze Umfang meiner trostlosen Lage bewußt, und verzweiflungsvoll schüttelte ich oft die eisernen Stäbe meines Gefängnisses, als hoffe ich dieselben meinen schwachen Kräften weichen zu sehen. Tage wurden so zu Wochen, Wochen zu Monden, und die Zeit schritt mit Schneefengang in fürchterlichem Einerlei an mir vorüber, ohne das Geringste an meiner Lage zu verändern. Oftmals stand ich auf dem Punkte meinem Dasein zu entsagen, hätte nicht die Hoffnung, die selbst den Elendesten nicht verläßt, mir mit trügerischem Schein eine Zukunft vorgespiegelt, die

mich für Vieles, ja für Alles zu entschädigen vermocht hätte. Diese Hoffnung — war mein Weib. Sie wieder zu sehen, sie an mein Herz zu drücken, in ihren Augen den Gram um mich, das Entzücken des Wiedersehens zu lesen, war ein Gedanke, der auch die dunkelste Nacht erhellte. Ich nannte sie erst seit wenigen Monden mein und liebte sie über Alles. Die Trennung von ihr schien mir ein um so herberes Leid, da ich oft fürchtete, der Gram um mich möchte ihr tödtlich werden. Ich war noch ein Neuling im Leben, wie Sie sehen. Ich glaubte noch an die Ewigkeit einer Liebe und eines Schmerzes! Adele war eine Ausländerin. Sie hatte für mich Verwandte und Vaterland verlassen, mußte ich da nicht glauben, daß sie mich aufrichtig liebte, daß ich ihr Alles sei? —

Unsere Bekanntschaft hatte sich seltsam entsponnen. Ich ging eines Tages auf gewöhnliche Weise den Corso auf und ab, meinen Träumereien nachhängend, da fühlte ich mich plötzlich unsanft berührt, und als ich auffah, war es ein Gels-treiber, der sich diese Freiheit genommen hatte, um mir anzudeuten, daß ich ihm Platz machen solle. Schon wollte ich ihn für diese Unverschämtheit züchtigen, da fiel mein Auge auf eine Dame, als deren Führer er sich diese Freiheit erlaubt hatte, und meine Zunge versagte mir den Dienst. Ein paar tiefblaue Augen waren mit einem Ausdruck himmlischer Sanftmuth auf mich gerichtet, und schienen mich um Verzeihung für den Mann zu flehen. Ich stand wie versteinert. Der liebevolle Ausdruck dieser Mienen, der Zug des Leidens auf diesem Engelsange-sichte zog mich so an, daß ich den Blick nicht abwenden konnte. Sie bemerkte es, und eine tiefe Röthe überzog ihre bleichen Wangen und machte sie nur noch reizender. Sie wandte den Kopf ab und gab dem Manne ein Zeichen, den Weg fortzusehen. Ich konnte mir nicht versagen, ihr von Ferne zu folgen. Als sie in ihrer Wohnung verschwunden war, erkundigte ich mich in der Nachbarschaft und erfuhr, daß es eine englische Familie sei, die seit einigen Monaten hier wohne, um der einzigen Tochter Genesung von einem Brustübel zu verschaffen.

Ich erspähte nun die Stunden, wo sie ausging. In der Kirche, im Theater, am Meeresufer und auf den einsamsten Pfaden unserer Olivenwälder, überall mußte sie mich auf ihrem Wege finden. Endlich gelang es mir auch, mich bei den Eltern einführen zu lassen, und zum ersten Male durfte ich jetzt das Wort an diejenige richten, der mein Auge schon Alles gesagt hatte.

Ich erhielt Erlaubniß, das Haus öfter besuchen zu dürfen, ein Vorrecht, von welchem ich, so häufig ich konnte, Gebrauch machte. So schwanden einige Wochen dahin, — vielleicht die glücklichsten, die mein Leben gekannt, meine Leidenschaft fand allmählig jene stille Erwiderung, die electrisch zurückwirkt. Ihre Eltern schienen geneigt, aber die meinigen waren um so vorurtheilsvoller — die Fremde, die Kezgerin als Tochter bei sich zu empfangen; meine Mutter beschwor mich unter den heißesten Thränen, ihr kein solches Leid zu bereiten. Doch als sie sah, daß nichts meinen Sinn zu ändern vermochte, daß ich entschlossen war, die Eltern der

Braut zu opfern, da fügten sie sich endlich mit schwerem Herzen, und der Bund wurde geschlossen.

Es war ein kurzer Traum des Glückes. Drei Monden waren dahin geschwunden, wie eben so viele Wochen, ich haute stets stolzere Pläne, seit ich die Stirne meines Vaters sich entrinzeln sah, seit meiner Mutter Gram umwölftes Auge dem jungen Paare im heitern Lächeln entgegenstrahlte; da drang eines Nachts die geheime Polizei in mein Haus, entriß mich den Armen meiner Gattin, die sich verzweiflungsvoll an mich klammerte, und endlich auf den Knien die rohen Häsher anflehte, sie wenigstens mit hinwegzuführen, damit sie meinen Kerker theilen könne; doch die Thüre meines Kerkers schloß sich hinter mir allein!

In den ersten Wochen meiner Gefangenschaft erhielt ich bisweilen Nachricht von meiner Familie. Mein armer Vater war trostlos. Während er mir Muth einzusprechen suchte, verrieth jede Zeile, wie sehr es ihm selbst daran gebreche. Adele lag an einem heftigen Fieber darnieder, und diese Krankheit zerstörte die Vaterhoffnungen, denen ich schon hatte Raum geben dürfen. Meine Mutter verpflegte sie während dessen mit der zärtlichsten Sorgfalt, nahm sie, als sie besser wurde, in ihr Haus, und erwies ihr jede Aufmerksamkeit und Schonung, auf die nur eine geliebte Tochter Anspruch machen kann. Ich wußte wohl, daß es nur der Sohn sei, den man in seiner Frau liebt und ehrt, und daß mein Unglück sie schnell über jedes Vorurtheil gegen die Fremde und die Kezerin hinweggesetzt hatte.

Hiermit hörten meine Nachrichten auf. Was sich seit jener Zeit ereignete, blieb mir ein stetes Geheimniß. Kein Strahl der Freude drang in die ewige Nacht meines Kerkers; ich war scheinbar von einer Welt vergessen, nach der des Verbannten Herz mit jeder Faser verlangte.

Acht Jahre schwanden auf diese Weise dahin. Mir erschienen sie als so viele Menschenalter. Ich war in eine Art Apathie versunken, und Hoffen und Wünschen waren für mich Worte, deren Meinung ich nicht mehr begriff. Da öffnete sich eines Tages unerwartet die Thüre meines Kerkers; meine Fesseln wurden mir abgenommen und mir die Freiheit verkündigt. Diese Nachricht kam zu überraschend. Ich sank wie betäubt und vernichtet zu Boden und Stunden vergingen, ehe ich mich so weit erholt hatte, die düstern Mauern verlassen zu können, hinter denen ich meine besten Jugendjahre in trauriger Unthätigkeit hingebracht hatte.

Binnen acht Tagen sollte ich den italienischen Boden verlassen haben, um mich nie wieder darauf blicken zu lassen; da war keine Zeit zu verlieren. Ehe ich in mein Exil ging, wünschte ich doch noch einmal den vaterländischen Boden zu betreten, noch einmal den Ort zu sehen, wo ich der Kindheit sorgenlose Zeit verlebt hatte. Ich trat hinaus vor die enge Pforte meines Gefängnisses, ich erblickte wieder das allbelebende Licht der Sonne, ich sah hinauf zu dem tiefblauen Himmelsgewölbe, sah die ganze Natur in ihrem Frühlings Schmucke mich mit nie-

gesehenen Reizen anlächeln, sah wieder Menschen, beschäftigte, betriebsame, thätige Menschen, o! wie schön erschien mir in dieser Minute die Welt und das Leben! Es war ein großer, einziger, beseligender Augenblick, den nur der noch empfinden kann, der ähnliches erlebt und gefühlt hat!

Aber wie erschreckte mich mein eigenes Aussehen! Ich hatte in diesen acht Jahren in keinen Spiegel geblickt, Haar und Bart waren angewachsen, die Züge eingefallen, die Farbe bleich, der blühende junge Mann war zum abgelebten Greise geworden. Ich wollte Anfangs kaum meinen Augen trauen, wer konnte mich wiedererkennen, wenn ich mich selbst nicht mehr erkannte? Sollte aber auch Freunde und Bekannte mein vernachlässigtes Aeußere täuschen, so durfte ich nicht zweifeln, daß das Auge der Liebe schnell durch diesen Schleier dringe, und daß in den Armen von Eltern und Gattin bald jede Wunde vernarben würde! —

Ich trat meine Reise an, durfte nur langsam fortschreiten, wie sehr sich auch meine Ungeduld dagegen sträubte. Ich war sehr schwach und keiner Anstrengung gewachsen; die dumpfe Kerkerluft hatte alle Kräfte aufgezehrt. Endlich erreichte ich Genua. Es war Abend; Dunkelheit ruhte auf den Gassen und alle Fenster waren geschlossen. Das Haus meiner Eltern war mir indessen zu wohl bekannt, um es verfehlen zu können. Mit flüchtigen Schritten eilte ich die Straßen entlang und stand bald darauf vor der Thür unserer Wohnung. Der Portier sah in seiner Loge, war jedoch fest eingeschlafen. Ich freute mich darüber, und eilte mir selbst Wegweiser zu sein, an ihm vorüber. Auf der Treppe begegnete mir Jemand, den ich für einen Diener hielt. „Ist die gnädige Frau zu Hause?“ fragte ich im Vorbeigehen.

„Zu Gnaden! Im Salon,“ lautete die Antwort und ich war schon darin. Wohl bekannt mit der ganzen häuslichen Einrichtung, fand ich mich leicht zurecht. Im Vorfaal angekommen, hielt ich an; denn es war mir als höre ich Stimmen. Die Thüren standen offen. Sowie mein Auge sich an das Licht gewöhnte, bemerkte ich in dem letzten Zimmer auf dem Sopha eine Dame, deren Züge mir nur zu wohl bekannt waren. Ich hätte zu ihr hinfliegen, sie an meine Brust drücken mögen; aber mein Herz klopfte ängstlich, und ein gewisses Etwas, von dem ich mir keine Rechenschaft geben konnte, hielt mich wie festgebannt auf der Schwelle zurück. Doch hing mein ganzes Auge an ihr, für die alle meine Pulse schlugen und ich lauschte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, einen Ton ihrer Stimme zu erhaschen.

Wie sehr hatte die Zeit sie verändert. Das jugendlich unbefangene Wesen war in das würdevollere einer Frau umgewandelt, ihre weiße Stirne schien mir höher, ernster, das Auge tiefer umschattet. Aber reizend war sie noch immer, und vielleicht mehr anziehend in meinen Augen, so wie sie mir jetzt erschien, eben weil auch in mir der Jüngling zum Mann gereift war.

Jetzt setzte sich ein Mann zu ihr, der mir ganz fremd erschien. Ich begriff

nicht, wer es sein könne. Er legte vertraulich seine Hand auf ihre Schulter, und ich trat unwillkürlich einen Schritt vor. Nun kam ein kleines Kind gelaufen, das wahrscheinlich bis dahin in einer Zimmerecke gespielt hatte und der Gegenstand ihrer Beobachtung gewesen war, und hielt beiden ihre Puppe zum Küssen hin. Sie lächelten erst sich und dann die Kleine an. In welchem Verhältniß konnten sie zu einander und zu dieser stehen?

Es schwindelte mir vor den Augen. Ich mußte diese Scene endigen, wollte ich mich vor Wahnsinn bewahren.

Eine schreckliche Idee regte sich in meinem Gehirn, und trieb all das Blut aus meinem Herzen zurück. Meine Knie wankten. Dennoch machte ich verzweiflungsvoll eine Anstrengung und trat vor. Ich war jetzt bis in die Mitte des Zimmers gekommen, ohne bemerkt worden zu sein. Zu sprechen wagte ich noch nicht; denn mir hangte jetzt vor dem Ton meiner eigenen Stimme, vor meinem ersten Worte. Meine Lippen bewegten sich in unbestimmtem Murmeln; aber keine Sylbe wurde noch laut.

Da fiel des Kindes Auge auf mich und mit einem gellenden Schrei der Furcht eilte es zu Adele hin und barg das Gesicht in deren Schooß. Nun war ich entdeckt. „Gütige Allmacht!“ schrie diese, „Pepoli's Geist!“ und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. Das Kind weinte. —

„Rufe Deine Wärterin, Kind!“ sprach der Herr. „Deine Mutter ist ohnmächtig. Geh, geh!“ und er schob sie zurück. — „Ihre Mutter sagen Sie? Adele dieses Kindes Mutter?“ — rief ich mit wilder Stimme, während jedes Glied an mir bebte und ich nach einem Stuhle greifen mußte, um mich nur aufrecht zu erhalten. „Wie dürfen Sie es wagen, eine Aeußerung laut werden zu lassen, die die Gräfin Pepoli entehrt!“

Er maß mich mit einem langen stolzen Blick.

„Also kein Geist?“ — sagte er ironisch. „Darf ich da für's Erste wissen, was Sie so ungebeten in diese Gemächer geführt hat?“ — „Ungebeten?“ wiederholte ich spöttisch. „Der Herr des Hauses wird sich wohl noch gar bei sich selber zu Gaste bitten sollen?“ — „Das nun wohl nicht,“ versetzte der Andere mit gleich eifriger Ruhe; aber ganz gewiß seine Gäste; da ich mich nicht entsinnen kann, Sie je unter die Zahl derselben gerechnet zu haben, so würden Sie mich verbinden, wenn Sie das Zimmer und Haus verlassen wollten.“ — „Dazu bin ich keineswegs geneigt, mein Herr, — vielmehr möchte ich die Sache umkehren und Sie um diese Gefälligkeit ersuchen.“ — „Dann müssen Sie mir erlauben, von meinem Hausrecht Gebrauch zu machen.“ — Und er nahte sich der Klingel.

„Von Ihrem Hausrecht? — So möchte ich doch zum Henker wissen, was das für ein Recht ist, das Sie hier zu etwas berechtigten könnte!“ — Und von seiner verdammten Kaltblütigkeit auf's Aeußerste gebracht, war ich nahe daran, ihm die Gurgel umzudrehen.

„Ich sehe wohl, mein Herr, daß Sie im Irrthum sind; vielleicht haben Sie das rechte Haus verfehlt. In diesem hier bin ich der Herr.“ — „Ich befinde mich im Hause des Grafen Pepoli?“ — „Der ist gestorben; — und die Wittwe des jungen Grafen ist meine Frau.“ — „Allmächtiger Gott!“ rief ich aus, „Adele Ihre Frau? Jenes Kind Ihr Kind?“ — Bahnsturm durchzuckte mein Gehirn. Wie von Geistern der Hölle getrieben stürzte ich, ohne mich eines klaren Gedankens bewußt zu sein, auf die eintretende Dienerin zu, entriß das Kind ihren Armen, und war damit aus dem Zimmer verschwunden, ehe noch Jemand Zeit gehabt hatte, mich an meiner Flucht hindern zu wollen. Ich erreichte die Straße, wand mich von hier durch die düstersten Seitengassen in allen möglichen Windungen, zugleich immer mit der Schnelligkeit des Bliges forteilend, und erreichte endlich den Hafen. Hier schöpfte ich eine Minute lang Athem. Dann sah ich nach einem Schiffe umher, um sogleich unter Segel gehen zu können. Da läutete eben ein Dampfboot zur Abfahrt. Schnell drängte ich mich unter die dahin eilenden Passagiere und befand mich nach wenigen Minuten an Bord, und dem Lande hinreichend ferne, um keine Verfolgung mehr fürchten zu dürfen.

Hierüber beruhigt, reichte ich der Aufwärterin das Kind zur Verpflegung hin und setzte mich dann einsam in eine entfernte Ecke, um ungestört über die Erlebnisse dieses Abends nachzudenken. Was ich mit dem Raub des Kindes und dieser plötzlichen Flucht beabsichtigt hatte, wußte ich selber nicht. Die Rachegeister mußten mich dazu getrieben haben. Wen hatte ich aber am Ende am meisten gestraft? Das unschuldige Kind und mich selbst, dem der Anblick desselben ein steter Dorn sein mußte, dem es mit jedem neuen Morgen die Furien der Vergangenheit mit neuer Frische in's Gedächtniß zurückzurufen bestimmt war? Ich konnte in jener Minute jedoch nicht klar hierüber nachdenken. Mein Kopf schmerzte von den peinlichen Eindrücken der letzten Stunden. Ich war wie vernichtet, und bedurfte der Ruhe, um Stärke zu neuen Leiden zu gewinnen.

Es war heller Morgen, als ich erwachte. Die Natur hatte ihre Rechte geltend gemacht und mich für Stunden wenigstens des Bewußtseins meines Glends beraubt. Ich hätte Alles für einen Traum halten mögen; — doch mahnten mich die Umgebungen zu nachdrücklich daran, daß diesem Traume eine schrecklich ernste Wahrheit zu Grunde liege. Ich fühlte, daß mein Lebensglück vernichtet sei, daß ich auch nicht den Schatten einer Hoffnung an die Zukunft zu knüpfen vermöge; zugleich aber stand der Vorsatz fest in meiner Seele, mein Unglück wie ein Mann zu tragen, und meinem Leben nie selbst ein Ziel zu setzen. Durch diesen Entschluß gestärkt und mit mir selbst ausgesöhnt, erhob ich mich, um den Capitän des Schiffes aufzusuchen. Es fehlte mir an Geld, an Kleidung, an Allem; auch wollte ich erfahren, wohin denn eigentlich meine Reise gehe.

Glücklicherweise war dem Manne meine Familie nicht unbekannt. Als gebornen Genuesser konnte ihm das Haus Pepoli und das Schicksal desselben nicht

fremd geblieben sein und gerne fand er sich bereit, mir jede Dienstleistung zu erweisen, die in seiner Macht stehe. Ich nahm dies dankbar an; denn ich bedurfte eines Beistandes. —

Das Schiff war nach Marseille bestimmt und noch am nämlichen Morgen liefen wir in den Hafen dieser Stadt ein. — Hier angekommen, schrieb ich sogleich an meine Mutter, sie von meinem Schicksal zu benachrichtigen; dann setzte ich eine Vollmacht auf, wodurch ich den Capitän ermächtigte, meine Güter in meinem Namen einzuziehen und dieselben zu veräußern; von dem Ertrag wollte ich in ferneren Zonen ein Leben fristen, dessen Kräfte dem Vaterlande nie mehr geweiht sein durften.

Eine lange Woche mußte verstreichen, ehe er zurück sein konnte, um mir die gewünschte Antwort zu ertheilen. Wie ewig lang mir diese wenigen Tage dahin schlichen! Raslos eilte ich umher, erstieg bald eine Höhe, als sei es möglich, von dort aus ein Schiff zu erspähen; oder ließ mich weit hinausrudern in die See, als müsse es mir dort entgegen kommen. Bei der, die mich so leicht, so treulos aufgegeben, weilten alle meine Gedanken. Welch' wunderlicher Widerspruch der Mensch ist! Während ich ihr Andenken mit jedem Fluch zu belegen meinte, gehörte ihr mein Herz noch immer an.

Endlich erschien der so bang erwartete Morgen, und mit ihm das Schiff. Früh mit den ersten Strahlen der Sonne war ich schon zum Hafen geeilt und hatte hier die langen Stunden in erwartungsvoller Ungeduld zugebracht, ohne die kalten Morgennebel zu achten, die eisiges Frösteln durch alle meine Glieder jagten. Endlich hielt ich einen Brief in meiner Hand — er war von meiner Mutter; — das Uebrige sollte ich mündlich erfahren. Meine gute liebe Mutter! Das Blatt war fast noch feucht von ihren Thränen, und diese Thränen, sie galten der Freude, den einzigen, den heißgeliebten Sohn unter den Lebenden und frei zu wissen. War ich denn wirklich so ganz verwaist und verlassen, da mich noch solche Bande an mein Dasein knüpften? So fragte ich mich, während ich die Zeilen überflog, in denen sich ein ganzer Schatz mütterlicher Zärtlichkeit aussprach, und Worte, die so recht aus dem innersten Herzen flossen, konnten nicht verfehlen, zum Herzen zu dringen und es wohlthätig zu erwärmen. Sie sehnte sich unbeschreiblich, den einzigen Sohn noch einmal in ihre Arme zu schließen! Aber sie fürchtete die Reise und er durfte nicht zu ihr eilen.

Ach! ihr war nur zu wohl bekannt, Welch' herbes Wiedersehen meiner gewartet hatte, und unvermögend gegen mich selbst einen Gegenstand zu berühren, der mir so peinlich sein mußte, hatte sie in einem zweiten Briefe den Capitän ersucht, mir so schonend wie möglich die einzelnen Umstände jener Begebenheit mitzutheilen, die mich so schmerzlich getroffen hatte.

Er gab mir auch dieses Schreiben.

Sie sagte darin, daß mein edler, würdiger Vater, — als zwei Jahre ver-

gangen waren, die keine Nachricht von dem Sohne gebracht hatten, — diesen wie todt zu beweinen anfing, und da er gefühlt, wie der Gram um das verlorene Kind sein eigenes Ende beschleunigend herbeiführe, so habe er sich entschlossen, sein ganzes Vermögen seiner Schwiegertochter zu sichern, die er, des Sohnes willen, wie sein eigenes Kind lieb gewonnen hatte. Bald darauf habe der Tod ihn abgerufen.

Nach seinem Absterben habe das Vermögen der jungen Frau der Freier viele herbeigelockt, und bei ihrer Jugend (meine gute Mutter suchte sie immer noch zu entschuldigen) sei sie nun freilich nicht ganz gleichgültig gegen die Schmeicheleien und Aufmerksamkeiten der jungen Männerwelt gewesen. Besonders aber habe ein junger Engländer es sich angelegen sein lassen, ihre Gunst zu erwerben, und da es endlich geschienen, als widme sie ihm vielleicht ein wenig mehr Antheil, als ihrer Ruhe, und ihrem Rufe zuträglich sei, so habe meine Mutter es für ihre Pflicht gehalten, sie hierauf aufmerksam zu machen. Ihre Warnung kam indeß schon zu spät. Sie war zu weit gegangen, um zurückkehren zu können, und der Engländer drang jetzt ernstlich darauf, seine erworbenen Rechte auch vor der Welt geltend zu machen. Meine Mutter war trostlos und sah doch keinen Ausweg. Die Heirath ward vollzogen; um aber wenigstens nicht Zeuge derselben zu sein, zog sie sich in ein Kloster zurück. Seitdem hatte sie wenig mehr von dem Paare gehört. Meine Mutter drückte sich über all' dieses so milde, so schonend aus, und doch fühlte ich ihr in jedem Worte den Schmerz nach. Ich war jetzt völlig ruhig und gefaßt. Seit sich das Schreckliche als klare Gewißheit vor meine Seele gestellt hatte, fühlte ich in mir, es tragen zu können.

Der Capitain hatte meine Vollmacht einem Advokaten eingehändigt und diesem aufgetragen, sich mit derselben zu dem Engländer zu begeben. Er war von diesem sogleich vorgelassen worden; seine Frau aber hieß es, sei krank und unfähig mit Geschäften belästigt zu werden. Die Gültigkeit meines Rechts litt natürlich keinen Zweifel. Meine Güter wurden von den Behörden sogleich reclamirt und mir der Betrag meiner Habe zugestellt. Die Frau sollte gleichfalls zu derselben gehören; und der Engländer selbst fand sein Gewissen beschwert die Gattin eines Andern länger sein zu nennen. Hiermit wollte sich der Capitain aber nicht befassen, sondern schlug vor, diesen Punkt meiner besondern Entscheidung anheim zu stellen. Ich gab ihm den Bescheid, daß ein so oft veräußertes Gut keinen Werth für mich habe, und daß der Anblick derjenigen, die mich so grausam verrathen, nur noch peinliche Gefühle in mir erwecken könne. Das Kind erbot ich mich gleichfalls zurückzuerstatten, weil ich wohl fühle, wie unwürdig es meiner sei, an einem so unschuldigen Gegenstande Rache zu üben. Darum solle es der Mutter wieder zugestellt werden, und vielleicht würde ihr noch ein Trost in diesem Kinde erwachsen, wenn einst die Reue mit ihrem scharfen Zahn an der Vergangenheit eines schuldbesleckten Lebens nage. Mit diesem Bescheid entließ ich den Capitain und entschloß mich seine abermalige Rückkehr abzuwarten. —

Er fand sie indeß nicht mehr. Beide hatten Genua verlassen, obwohl auf verschiedenen Wegen, und jede Spur von ihnen war verschwunden. Was blieb mir nun also übrig, als die Kleine zu behalten? —

Es setzte mich Anfangs in Verlegenheit, was ich mit dem Kinde beginnen sollte. Ich selbst bedurfte Veränderung, Wechsel, Zerstreuung; um Vergessenheit zu finden, mußte ich von Ort zu Ort wandern, durch Neuheit der Scenen und Gegenstände die Aufmerksamkeit von mir selbst auf Außendinge zu lenken. Und was konnte der Mann auf seinen Wanderungen mit dem zarten Kinde beginnen? — Aber es zurücklassen? — das konnte ich nicht. So hassenswerth mir der Anblick der Kleinen auch war und sein mußte, so durfte doch kein Härchen auf ihrem Kopfe gekrümmt werden.

Das erste segelfertige Schiff nahm mich auf. Auf den kanarischen Inseln landete ich und brachte dort den Winter zu. Es war mir gleich wo ich sei; nur aus dem Bereich der civilisirten Welt wünschte ich zu kommen, wo sich die Menschen mit dem Heuchelschein der Liebe und Freundschaft täuschen, während ihre Herzen die schwarze Galle des Hasses und der Mißgunst bergen. So trieb es mich von Land zu Land, von Ort zu Ort, ohne die Ruhe zu finden, nach der mich so sehr verlangte; denn mein erkrankter Glaube an der Menschheit wurde überall der Feind meines Friedens. Endlich kam ich in diese Gegend; mein guter Stern führte mich hierher, denn durch Sie sollte mir Heilung werden. Sie sind mein guter Engel gewesen. In Einer hatte ich Ihr Geschlecht nicht achten geübt; durch Sie nun bin ich belehrt worden die Ausnahme nicht für die Regel zu nehmen, und das hat mich milder, nachsichtiger und somit auch glücklicher gemacht. Wohl schmerzt sie noch die Wunde und wird vielleicht nie vernarben; denn wer könnte es vergessen, um Vaterland und Liebe und jede Lebenshoffnung betrogen zu sein? doch trage ich mein Geschick mit Resignation und finde in den Umständen Entschuldigung für Manches. Ein enthusiastischer Jüngling betrat ich meinen Kerker, und konnte in seinen engen Mauern natürlich keine Lebenserfahrungen sammeln; mir waren nur die großen Muster der Vergangenheit gegenwärtig und die Modelle derselben glaubte ich auf dem Theater der Welt verwirklicht zu finden. Sie haben mich von der Thorheit dieses Wahnes belehrt; ich suche jetzt keine Ideale mehr, ich erkenne die Gebrechlichkeit unserer irdischen Natur, spanne meine Erwartungen niedriger und finde sie dann um so angenehmer übertroffen.

(Schluß im nächsten Heft.)